

Frankfurter Witwenschule

Von Wiglaf Droste

Frankfurt ist prima bis auf die Witwen die dort das Klima geistig vergitwen.

Wer kann das Gehabe ertragen von Almut Gehebe? (Um eine zu nennen.) Ach Frankfurt, kannst du mir sagen, warum deine Witwen nicht brennen?

Holofernes über die Dummheit

Am Freitag brach die Website der Band Wir sind Helden zusammen – weil zu viele Leute nachlesen wollten, wie die Sängerin Judith Holofernes ein Angebot der Agentur Jung von Matt, für die Bild-Zeitung Reklame zu machen, ablehnte. Anders als Mesut Özil oder Gregor Gysi möchte Holofernes gern darauf verzichten. Holofernes schrieb: »Selten hat eine Werbekampagne so geschickt mit der Dummheit auf allen Seiten gespielt. Da sind auf der einen Seite die Promis, die sich denken: Hmm, die Bild-Zeitung, mal ehrlich, das lesen schon wahnsinnig viele Leute, das wär schon schick... Aber irgendwie geht das eigentlich nicht, ne, weil ist ja irgendwie unter meinem Niveau/evil/zu sichtbar berechnend... Und dann kommt ihr, liebe Agentur, und baut diesen armen gespaltenen Prominenten eine Brücke, eine wackelige, glitschige, aber hey, was soll's, auf der anderen Seite liegt, sagen wir mal, eine Tüte Gummibärchen. (...) Und dann denken sich diese Promis, im Rahmen ihrer Möglichkeiten, irgendein pseudo-distanziertes Gewäsch aus, irgendwas ›total Spitzfindiges‹, oder Clever-Unverbindliches, oder Überhebliches, oder... Und glauben, so kämen sie aus der Nummer raus, ohne ihr Gesicht zu verlieren. Und haben trotzdem unheimlich viele saudumme Menschen erreicht! Hurra. Auf der anderen Seite, das erklärt sich von selbst, der Rezipient, der saudumme, der sich denkt: Mensch, diese Bild-Zeitung, die traut sich was.« Holofernes Kommentar: »Ich glaub es hackt.«

(jw)

ANZEIGE



In Reihe fünf

Eine Erinnerung zum 79. Geburtstag des Countrysängers Johnny Cash. Von Hartmuth Malorny

Wir waren 19 Jahre lang mit Johnny Cash besoffen auf Tour. Dieser Satz klingt erst mal großartig, muß aber zurechtgestutzt werden. Wir besuchten fast alle Konzerte, die Johnny Cash auf europäischem Boden gab. Nach einigen Jahren waren wir bei den Bandmitgliedern und Roadies bekannt. »Hey, fluke, dizzy Ball«, man grüßte uns wie ein zuverlässiges Briefträgergespann. June Carter behielt unsere Gesichter eher im Gedächtnis als Johnny Cash. Mit der Zeit lernten wir die künstlerischen Gepflogenheiten renitenter Fans und betreten die Konzerthallen öfter durch den Bühneneingang. Wo es ging, fuhren wir dem Univers-Tourbus hinterher – zum Hotel, zur Halle und zurück. Wir, das waren mein Bruder und ich, beide alkoholabhängig, Freigeister und hoffnungslos vom Cash-Virus infiziert.

Die genauen Daten aller Auftritte sind längst verschwommen, aber ich muß angestrengt überlegen, welche der wenigen europäischen Länder Johnny Cash ausgelassen hat. Seine Konzerte hatten Hoch- und Tiefpunkte, »ups and downs« wie sein Leben, er füllte die Deutschlandhalle in Berlin oder betrat die Bühnenbretter der Parkhalle Iserlohn. Man kannte ihn auch hinter dem Eisernen Vorhang, der Slogan lautete hier wie dort: Johnny Cash kommt in die Stadt.

Ob aus kommerziellen oder sentimental Gründen, Großbritannien und Deutschland waren die zwei meistbesuchten Länder. Cash garantierte ihnen eine gewisse Regelmäßigkeit. Um von

seinem Manager Lou Robbin den nächsten Tourplan zu bekommen, bedurfte es eines teuren Überseegesprächs, plus Smalltalk mit der Vorzimmerdame, dann schickte uns Robbin die Daten per Fax. Bis zum Ende der 1980er Jahre war man beim Anblick des Tourbusses fast sicher, daß Johnny Cash auch darin saß, später nahm er eine schwarze Limousine und bei längeren Strecken das Flugzeug. Manchmal mußten wir aus Zeitgründen gleich nach dem Konzert betrunken zurückfahren oder mangels Geld im Auto pennen. Wir brauchten eine Menge Speed, um knapp kalkulierte Auftritte von einer Stadt zur anderen zu schaffen. Und wir schafften es innerhalb 24 Stunden mit jeder fahrbaren Rostlaube: Ob vom Hamburger CCH zur Freiheitshalle/Hof, von der Frankfurter Festhalle zum Stavanger-Festival/Norwegen, oder von der Wembley-Arena/London nach Dresden/DDR.

Schaut man sich Cashes Bilanz der Jahre an, kommt man auf durchschnittlich 200 Konzerte pro Jahr. Seine Zuschauerrekorde waren beachtenswert, er füllte Stadien, Konzerthallen, Kirchen, Gefängnisse und elitäre Clubs. Und es gab Zeiten, wo die Düsseldorfer Philipshalle mit Vorhängen geteilt wurde, damit es voll aussah.

Gleich dem Motto, vornehm geht die Welt zugrunde, kauften wir die teuersten verfügbaren Eintrittskarten. Ein Problem war die Nicht-Verfügbarkeit, denn man konnte schon mal für 90 DM eine zehnte Reihe erwischen, und das wollten wir absolut nicht – unter Reihe Fünf taten wir es nicht. Manchmal tra-

fen wir Johnny Cash, seine Frau und ein paar von der Band im jeweiligen Hotelrestaurant, besonders Earl »Poole« Ball, Pianist und Schluckspecht. Cash, der Mann in Schwarz, war stets aufgekratzt und gerne Mittelpunkt, was er sich, wie wir neidvoll anerkennen mußten, auch leisten konnte.

Nach seinem legendären verpatzten Auftritt 1983 bei »Wetten, daß...« (Augsburg), blieb Johnny Cash Deutschland drei Jahre fern. 1986 hielt ihn CBS, seine langjährige Plattenfirma, für ein totgerittenes Pferd und kündigte den Vertrag. Als er 1990 drei andere Country-Ikonen ins Schlepptau nahm, nämlich Waylon Jennings, Willie Nelson und Kris Kristofferson und »The Highwaymen-Tour« startete, füllte er wieder die großen Hallen. Doch erst Rick Rubin brachte Cash 1992 zurück in die Spur, die »American-Recordings«-Reihe war sein Comeback.

30. Juli 1997. Cash-Konzert im Hamburger Stadtpark. Ein kühler, regnerischer Nachmittag. Wir kamen schon halb betrunken an und mußten unseren VW-Käfer weit vom Parkplatz entfernt abstellen. Überall waren rot-weiße Flatterbänder gespannt, Mopedpolizisten beobachteten den fließenden Verkehr, Parkplatzwächter den ruhenden. Die Polizei war vor Ort und konsequent. Durchnäht frequentierten wir den Bierstand, später den Zaun anstelle der Toilettencontainer. Vor der Bühne drängelten sich die Schirmspitzen, hinten wehte der Union Jack. Live fast, love hard, die young. Dann Johnny Cash, Outlaw der Generation X, Höhepunkt

des Abends, inmitten von Hausfrauen, Arbeitern, Punkern, Cowboys, Anzugträgern und schrill gekleideten rebellischen Töchtern gutsituierter Eltern, während wir wie immer wirkten, bei miesem Wetter und überbeuertem Bier aus Plastikbechern. Aber das Publikum war textsicher; Johnny Cash meinte anschließend, es habe die Lyrics wohl gut gelernt.

Das Event begann im Regen und endete mit Regen. Beim Lied, »You're a part of me« traten er (im Hemd) und June (im Kleid) auf den unüberdachten Steg heraus, sie wurden beide naß und hätten sich glatt eine Lungenentzündung holen können, doch den Leuten gefiel's, sie empfanden das als eine Geste der Solidarität.

Zum Schluß gingen mein Bruder und ich wie üblich mit ein paar Freunden hinter die Bühne, um dem großen alten Mann die Hand zu geben, ohne zu wissen, daß ihm vier Monate danach in Flint/Michigan das Plektron aus der Hand fallen würde. Und als wir es wußten, ahnten wir die Folgen: Johnny Cash kommt nicht mehr in die Stadt.

Was für uns am 9. April 1978 in der Berliner Deutschlandhalle begann, endete 19 Jahre später abrupt im Hamburger Regen: Der Stadtpark war unsere letzte Station einer fast jährlich wiederkehrenden Konzerttournee, es war eine fortwährende Reise durch Städte und Länder, nur wollten wir partout nicht wahrhaben, daß jede Reise irgendwann endet, nämlich dann, wenn man das Ziel erreicht hat. Johnny Cash starb am 12. September 2003.

WAS MAN SO ANSETZT. GUTTENBERG IST SEINE EIGENE WERTEKOMMISSION. VON ALEXANDER SUBTIL

Nachdem Karl-Theodor zu Guttenberg den Dokortitel aberkannt bekommen hat, bleibt die Frage, warum er noch Verteidigungsminister ist? So hört es sich an, wenn ein Freiherr sich entschuldigt: Ihm seien »Fehler« bei der Abfassung seiner Doktorarbeit unterlaufen, gravierte gar, die »den wissenschaftlichen Kodex, den man so ansetzt, nicht erfüllen«. Das ist drollig, denn der »wissenschaftliche Kodex, den man so ansetzt«, ist konstituierend für wissenschaftliches Arbeiten an sich und nicht irgendein von außen an die Wissenschaft herangetragen Kriterium. Wenn diese Form der Entschuldigung Schule machte, dürfte Herr Grube sich beim nächsten Bahnunglück (Zug entgleist, in anderen Zug gefahren, Tür weg, Klimaanlage kaputt...) vor die Kameras stellen und sagen, man habe

gravierende Fehler gemacht und die Sicherheitsstandards, »die man so ansetzt«, nicht erfüllt.

Die den Minister verteidigen, argumentieren nach dem Motto: Er habe sich ja entschuldigt, den Fehler eingestanden; und wissenschaftliche Laxheit sage doch nichts aus über seine Arbeit als Verteidigungsminister. Man sollte diesen Leuten schonend beibringen, daß, abseits der Hofberichterstattung der Klatschblätter, schon viel geringere Fehler zu einer Demission führen: Da mag eine Altenpflegerin noch so gut ihren Job machen, wenn sie Essensreste mitnimmt, anstatt sie zu entsorgen, fliegt sie, auch nach 17 Jahren Betriebszugehörigkeit, raus. Es gehe ja, so die Argumentation des Gerichts, nicht um den materiellen »Schaden« (drei bis vier Euro), sondern um »mangelndes Unrechtsbewußtsein«

und »Vertrauensverlust«. Wenn also »Vertrauensverlust« offenbar eine justitiable Kategorie ist, die schon bei der Mitnahme von Essensresten greift (die andernfalls im Müll gelandet wären), was ist dann mit dem Erschleichen eines Dokortitels?

Jahrelang wurden Kinobesucher mit Werbespots traktiert, die vor Raubkopierern als Verbrechern warnen. Wer sich Filme aus dem Netz runterlädt und damit das Copyright verletzt, soll bis zu fünf Jahre lang im Knast landen, wer bis zu 70 Prozent seiner Arbeit ohne Quellenangabe bei anderen abschreibt, kommt aber mit einer Entschuldigung davon?

Herr zu Guttenberg scheint es sogar noch als Zumutung zu empfinden, sich überhaupt dem Thema widmen zu müssen, wo es doch so viel Dringlicheres gebe – drei deutsche Soldaten sind gerade erst in

Afghanistan erschossen worden, wie könne man da über Fußnoten reden? Umgekehrt wird ein Schuh draus: Wie kann man nicht? Es sterben Soldaten in einem Krieg, in dem sie offiziell »Werte verteidigen« sollen (wie immer das auch geht), für die noch nicht einmal ihr oberster Dienstherr einstehen kann.

Wenn Guttenberg wegen »seiner« Doktorarbeit den Job verlöre und nicht wegen Afghanistan, nicht wegen Kundus, folgte er darin einem seiner Vorgänger, Rudolf Scharping, der nicht wegen des Kosovo-Krieges und seiner Lügen (»Hufeisenplan«, serbische KZ usw.) das Amt verloren hat, sondern weil er mit seiner Gräfin im Pool planschte und dubiose »Honore« von einem PR-Kasper annahm. Damit stünde der Freiherr zumindest für einen dem Adel zugeschriebenen Wert ein: Traditionsbewußtsein.